

Frau Sylvia

Autor(en): **Juchler-von Greyerz, Molly**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **3 (1899)**

Heft 5

PDF erstellt am: **05.08.2024**

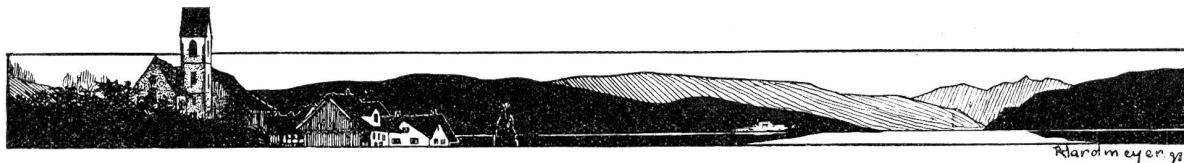
Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-572353>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Frau Sylvia.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Von Molly Juchler-von Greyerz, Herisau.

An die Thüre der Frau Ratfchreiber Müller klopfte eine weiße, elegante Frauenhand.

„Herein,“ Klang es von drinnen, halb zaghaft, halb neugierig, und gleich darauf wurde die Thüre spannenweit geöffnet.

„Sind Sie allein, meine Liebe?“ frug eine helle Stimme in raschsprudelndem Hochdeutsch.

„Gewiß, Frau v. Degen, bitte, treten Sie nur ein,“ versicherte Frau Müller, ihren Schweizerdialekt unwillfürlich dem Idiom ihres Besuchs anschmiegend.

„Ach, das ist sehr gut, daß Ihr Mann, der Brummhär, fort ist. Ja, das dürfen Sie mir nicht übel nehmen,“ lachte die Eintretende, „ich habe großen Respekt vor Ihrem Herrn Gemahl, aber einen viel zu großen, um ihm zuweilen nicht lieber aus dem Wege zu gehen.“

Aber zu Ihnen habe ich Vertrauen, unbefränktes Vertrauen und eine Zuneigung seit dem ersten Moment, da ich Ihnen begegnete! Ich muß Sie nun einmal lieb haben, ob Sie wollen oder nicht; denn Sie sind gut und werden immer gut zu mir sein. Ich fühl's und les' es aus ihren Augen.“

Die so Angeredete ließ den Redestrom hülflos über sich ergehen. Sie hatte auch kaum Zeit, die Augen niederzuschlagen und zu erröten bei der ungewohnten Liebeserklärung, denn schon hatte sie Frau v. Degen zu ihrem Plätzchen am eupheu-umsponnenen Fenster geführt.

„Wie behaglich es bei Ihnen ist, liebe Müller; so ruhig und so — nun — so aufgeräumt. Jedes Dingelchen ist an seinem Platz, und da muß es sein und da bleibt's. Und das paßt zu Ihnen wie ein richtiger Schuh an den Fuß. Heute Nacht habe ich sogar im Traum gesehen, wie Sie den Epheu Blatt um Blatt wuschen, und wie Sie in der Küche die Kochlöffel alle der Größe nach aufhängen.“

„Ja, das thu' ich aber auch.“

„Was? das thut man? — Ah! — Aber ich nicht. Das paßt nicht zu mir. Wenn die Blumen und das Grünzeug bei mir drinnen nicht von selber wachsen wollen, sollen sie draußen bleiben und warten, bis ich zu ihnen hinauskomme. Der liebe Gott weiß besser als ich, was ihnen gut ist. Und dann wegen der Ordnung. Das ist eine sehr gute und nützliche, aber eine furchtbar langweilige Einrichtung. Bei mir geht das nun einmal nicht. Sehen Sie, bei mir muß Leben und Bewegung in die tote Sache; die gerade Linie ist mir verhaßt. Ich liebe das Weiche, Schwunghafte, Abwechselnde, überhaupt das Schöne. Und was schön ist, ist auch gut.“

„Glauben Sie?“

„Gewiß. So gewiß zweimal zwei vier ist. Denn wer das Schöne liebt, kann nie etwas Häßliches thun; es widersteht ihm einfach. Das müssen Sie mir doch zugeben, nicht wahr? — Aber sieh' mal! Was machen Sie da Niedliches! Nein, wie reizend, wie duftig — diese Kleinigkeiten! Gewiß freuen Sie sich unaussprechlich, wenn Sie der Kleinen — denn ein Mädelchen

Das letzte Lied.

Zu nächtlicher Stunde entsteigen
Drei bleiche Gesellen dem Grab;
Sie schreiten durch nächtliches Schweigen,
Sie schreiten wegauf und wegab.

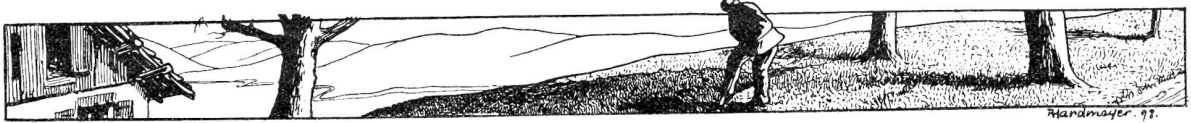
Es flüstert der erste: „Die Erde
Wahrt wohlthig und kühl zwar den Schrein;
Doch fehlt mir, o arge Beschwerde,
Das Krüglein mit perlendem Wein!“

Es lispelt der zweite: „O Liebe,
O Leben, wie warst du so schön!
Das Grab ist so düster, so trübe,
O dürfte ich wieder ersteh'n!“

Es raunet der dritte: „Zu enge,
Zu stille ist oft mir die Gruft!
O daß ich, wie einstmals, doch sänge,
Luftwandelnd durch Wald und durch Kluft!“ —

Zu Grab steigen wieder die Knaben
Und singen voll mächtigen Drang's
Das Lied noch der köstlichen Gaben:
Des Weines, der Liebe, des Sang's.

Walter Traugott.



muß es doch sein, sie sind so viel niedlicher, — diese Dingerchen an die rostigen Füßchen stecken. Sie Glückliche! Sehen Sie, gerade so hatte ich mich im ersten Jahr unsrer Ehe auch auf dies Ereignis gefreut. Aber ich wartete umsonst auf das herzige Spielzeug. Mein Mann tröstete mich dann und meinte, es sei vielleicht ganz gut so; denn zuerst mußte ich mich doch noch selbst erzieh'n. Und da hatte er auch ganz recht; es war besser so. Im zweiten Jahr schon lernte ich's verschmerzen, vergessen — ich hätte ja das Kindchen doch nur verzogen. Nur zuweilen meine ich, es hätte mich vielleicht anders — besser gemacht. Ihm wäre gelungen, was sonst niemand über mich vermag — es hätte vielleicht mich erzogen. — Meinen Sie nicht auch?"

Den letzten Gedanken brachte sie langsam, nachdenklich über die Lippen, ihrer Zuhörerin diesmal Zeit lassend, einer Antwort nachzusinnen.

Und das war keine leichte Sache. In Frau Müllers Herz sah es gerade so aus, wie in ihrem Haushalt: alle Schiebladen waren fein säuberlich in Ordnung, alles spiegelblank, nirgends ein Stäubchen, ein Fleckchen. Da wußte sie blindlings Bescheid über ihren ganzen Besitz, und ihr Seeleninventar stimmte mit ihrem kleinen, glücklichen Lebensinhalt überein wie eine Rechnung, deren Probe aufgeht ohne Rest. Und nun riß eine ungefüme Hand vor ihren Augen ein Schiefdach auf, dessen ungeordneter, überraschender Inhalt sie verblüffte, blendete. Da drin war alles kunterbunt drunter und drüber; aber Duft, Farbe und Lebensfreude entströmte dem Durcheinander, das das klare Sonnenlicht nicht scheute und keine dunkeln, unheimlichen Winkel duldete. Drum mußte es auch mit der Besitzerin so schlimm nicht bestellt sein, und die Ahnung des einfachen Frauenherzens wurde bestätigt durch einen Blick in die offenen, lebenssprühenden Augen ihres Gegenübers. Noch eben hatte sie sich abgestoßen gefühlt von dem ungewöhnlichen Ausdruck über Mutterglück, dessen die andere nicht bedurfte. Das war zum mindesten unweiblich, unzart und paßte so schlecht zu der graziösen, sylphidenhaften Erscheinung, die man schon um ihres bestrickenden Außern willen lieb haben mußte. Und wenn sie ehrlich sein wollte, mußte sie sich sagen, daß seit der kurzen Zeit ihrer Bekanntschaft sie sich trotz des Ungewöhnlichen, Eigenartigen, das diese Frau umgab, doch je länger je mehr angezogen fühlte von ihrem heitern, kindlich offenen und selbstlosen Wesen.

„Nun, meine Liebe, Sie bleiben mir die Antwort schuldig auf meine Frage? Aber ich begreife; wir sind

zu verschieden in Temperament und Lebensansichten, als daß wir immer übereinstimmen könnten. Aber das macht ja auch gar nichts. Wenn Sie mich nur ein bißchen lieb haben wollen. Oder fällt Ihnen das zu schwer?"

„Was denken Sie! Wenn Sie wüßten . . .“

„Schon gut — ich weiß. Ach, wenn ich Sie nicht hätte, ich müßte vor Langeweile vergehen. Man muß sich doch zuweilen aussprechen können. Aber wenn ich das vor Andern thue, dann starren sie mich an, als ob ich ein Ungeheuer wäre. Sie widersprechen mir nicht, Gott bewahre. Sie haben nur ein verlegenes ‚so so‘ und ‚aha‘ für meine offenen Auslassungen und schließlich bringen sie meinen Redefluß zum Verstopfen mit ihren Kochrezepten und Wälschejeremiaden. Wenn ich zu Hause von meinem Mädchen genug davon hören muß, so trag' ich doch diese Jämmerlichkeiten nicht noch in Gesellschaft. Da will ich mich erholen, über etwas freuen, und nicht wie der Schneek meine ganze Häuslichkeit vordemonstrieren. Ach, ihr Schweizerinnen seid ja ganz vorzügliche, exemplarisch tüchtige, bescheidene, vernünftige, bienenfleißige, klardenkende — überhaupt Musterfrauen. Ihr seid alles, was ich nicht bin. Nur eins hab' ich vor euch voraus: ich kann mich in euch hineindenken. Wie's aber bei mir drin ausschaut, das geht über euren Begriff von Schicklichkeit — das steht einfach nicht in euerm Lexikon.“

„Aber liebe Frau v. Degen —“

„Sie nehme ich natürlich aus von allen andern; Sie sind nicht so. Ueberhaupt sagen Sie mir nicht so feierlich ‚Frau v. Degen‘. Nennen Sie mich lieber nur bei meinem Namen, der klingt besser — Sylvia — nicht wahr?"

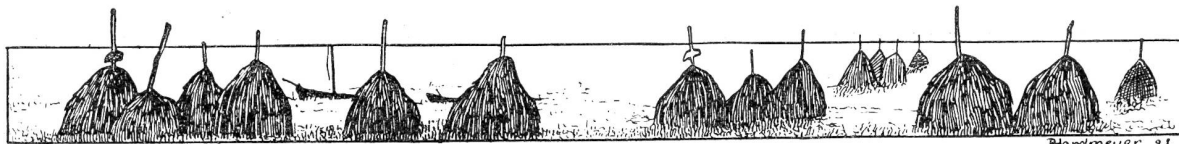
„Frau Sylvia,“ wiederholte lächelnd Frau Müller den ungewohnten Klang.

„Und Ihnen sage ich jedenfalls nicht Frau Rat-schreiber, nicht wahr, das muß ich nicht? Nun, wie heißen denn Sie?"

„Babette,“ sagte leise die junge Frau und errödete dabei über und über, als ob sie etwas Unziemliches gesagt hätte.

„Babette? — Unmöglich — Babette! — Sie und Babette! Nein, das geht nicht. Das ist grad so, wie wenn ich Kohlkopf sage, und ich meine doch ein Beilchen. — Ach was — Sie sind mein liebes Müllerchen und damit basta! Aber wissen Sie eigentlich auch, warum ich heute zu Ihnen komme?"

„Ich habe keine Ahnung.“



„Nun, Sie sollen meine Lehrmeisterin werden. Ich will zu Ihnen in die Schule gehen und Sie sollen mich lehren Strümpfe stopfen. Seit drei Jahren bin ich verheiratet und habe in dieser Zeit schon vier Dutzend Paar Strümpfe durchgemacht.“

„Vier Dutzend?!“

„Jetzt kommt das fünfte dran und so geht's nicht weiter. Da hab' ich mich gestern hingesezt und so ein Gitterwerk über ein Loch gespannt. Zwei Stunden hab' ich dran geschwitzt und doch sieht das Ding gar nicht ordentlich aus. Seh'n Sie, da hab' ich meine Patienten mitgebracht. Sieht das nicht traurig aus?“

„Aber Frau Sylvia! Tragen Sie lauter gewobene Strümpfe?“

„Gewiß, das bin ich so gewöhnt von Kindsbeinen an. Sie sitzen gut und man tanzt auch viel besser drin.“

„Tanzen? — Aber wir tanzen doch nicht?“

„Für gewöhnlich nicht — ich weiß schon. Aber zuweilen doch. Nun ist ja in vierzehn Tagen Maskenball. Denken Sie mal, wie himmlisch! Wir geh'n natürlich auch. Ich übe mich schon längst darauf ein. Meine Rolle hab' ich mir selbst angedacht. Ich werde meinen eigenen Namen verkörpern — eine Sylphide sein.“

Frau Müller hatte noch von keinem Geschöpf dieses Namens gehört; aber es war bei ihr ausgemacht, daß es jedenfalls etwas feenhaft Schönes sein müsse.

„Den Stoff hab' ich schon; lichtblaue Seidengaze mit Silberfitterchen.“

„Seidengaze mit Silberfittern?! — Das muß aber furchtbar teuer sein!“

„Ja, das schon. Und es braucht so viel Stoff. Dazu blaue Atlaschuhe und kleine Schmetterlingsflügel mit Silberaugen auf den Schultern und über dem Haartuff ein silberner Stern. Wird das nicht entzückend? — Aber daß Sie mich nirgends verraten! Nein, das thun Sie nicht.“

Der guten Frau Müller schwindelte. Wohl sah sie im Geiste die schöne Frau Sylvia wie eine Lichtgestalt durch den Saal schweben, oder nein, grad mitten in den Himmel hinein, als sei sie selber aus himmlischem Duft gewoben und im Begriff, sich wieder dorthin zu verlieren, wo sie hingehöre. Aber ihr im Grunde praktischer Sinn verleugnete sich nicht. Gleich darauf plagte sie mit der nüchternen Frage heraus: „Und was kostet denn das Kleid?“

„Was es kostet? Ach, eine Kleinigkeit; es ist ein Gelegenheitskauf. Hundert Franken habe ich meinem Ludwig bereits abgetteilt. Nun wenn er mir noch

viermal fünfzig gibt, — wissen Sie, so ratenweise, wenn er bei gutem Humor ist — kann ich sogar die Schneiderin zahlen. Denn Schulden mache ich keine; das ist mir unheimlich und zuwider. Die Leute, die für uns arbeiten, sollen haben, was ihnen gehört. Da ist mein Mann furchtbar genau, daß ich nichts aufschreiben lasse. Und es ist auch besser so. Dann erst kann man recht vergnügt sein ohne Gewissensbisse. Wenn ich mein Kleid habe, müssen Sie einmal zu mir herunterkommen; ich zieh's dann an und tanze Ihnen was vor.“

„Ach ja! Aber wollen wir nicht noch an die Arbeit geh'n? In einer halben Stunde schlägt es vier Uhr, und da kommt mein Mann zum Kaffee.“

„Schon halb vier? O du liebe Zeit! Schnell an die Arbeit!“

Prüfend ließ Frau Müller die Strümpfe durch die Hand gleiten. „Da ist nicht mehr viel zu retten; sie sind zu arg zerrissen. Sie müssen sie mit größerm Garn anstricken.“

„Stricken? — Das ist ja entsetzlich! Denken Sie doch, wie langweilig das sein wird!“

„Ich weiß Ihnen keinen andern Rat. Kommen Sie morgen wieder, dann zeige ich Ihnen, wie's gemacht wird.“

„Sie Gute! Und Sie thun das gern? Ich meine das schreckliche Stricken —, mir graut schon vor dem bloßen Wort. Also darf ich morgen wieder kommen? Ach Gott, ich höre die Hausthüre geh'n. Gewiß kommt Ihr Mann. Auf Wiedersehn!“ Und wie ein Wirbelwind war sie die Treppe hinunter, während oben Frau Müller den Ankommenden erwartete.

„Guten Abend, Babette. Nun, du strahlst ja förmlich. Ist dir was Angenehmes begegnet?“

„O ja, ich hatte Besuch.“

Der Herr Ratschreiber trat schnüffelnd in die Wohnstube und riß gleich ein Fenster auf. „Da braucht man auch nicht zu fragen, von wem; das riecht man schon von weitem. Puh! —“

„Ich liebe diesen Weichenduft; er ist so gar nicht aufdringlich.“

„Und seine Trägerin liebst du wohl auch, obgleich sie nichts weniger als ein Weilchen ist?“

„O, es gibt auch sehr schöne Unkräuter.“

„Unter das Unkraut zählt man die ärgsten Giftpflanzen.“

„Ich denke an roten Mohn und blaue Kornblumen, und die hast du doch gern und hast auch noch allemal meine Feldblumensträuße bewundert.“



Der Ratschreiber sah seine Frau überrascht von der Seite an. Gewiß hatte sich bei der sonst so anscheinenden, widerspruchslosen Gattin bereits der schädliche Einfluß der Fremden geltend gemacht. Da halfen keine Winkelzüge mehr; er mußte direkt auf sein Ziel los.

„Babette“ —

Und zum erstenmal fühlte sich Frau Müller von dem Klang ihres eigenen Namens unangenehm berührt. „Sie — und Babette,“ hörte sie eine erstaunte Stimme sagen.

„Babette, ich wünsche, daß du den Umgang mit der Frau von unten auf das Notwendigste beschränkst.“ (Um seinen Republikanerlippen das Stolpern über das affektierte „von“ zu ersparen, umging er die Namensnennung). „Die Leute passen nun einmal nicht in unsre Verhältnisse, und da ist es besser, in einer gewissen Distanz zu bleiben.“

War das nicht sehr treffend und schonend zugleich gesagt? Der Ratschreiber drehte sich zufrieden den schwarzen Schnurrbart und erwartete ruhig die demütige Antwort oder vielleicht auch ein kleines Hängemäulchen seiner Frau Liebsten.

„Lieber Ernst,“ sagte diese nach einer kurzen Pause nicht ohne Festigkeit, durch die es wie leises Bitten klang, „du darfst mir in der Wahl meines Umgangs getroßt freie Hand lassen. Ich werde immer nur thun, was ich dir schuldig bin.“

Wie war diese Antwort möglich? — Ernst starrte seine Frau an, als sähe er sie zum erstenmal. Und diese setzte sich ruhig neben ihn und schenkte Kaffee ein, als ob nichts vorgefallen wäre. Bisher hatte er nur Sanftmut, Hingebung in diesem Gesicht gelesen und den feinen Zug von Bestimmtheit übersehen, der den lieblichen Mund noch anziehender machte. Und im Grund gab Frau Babette ihrem Mann kein Seelenrätsel zu lösen. Bei aller Einfachheit und Enge der Erziehung hatte sie doch ein köstliches Erbeil von ihren Eltern mitbekommen, die Wahrheitsliebe. Und diese half ihr, die angegriffene Frau, von der sie nur Liebe und Güte erfahren, verteidigen. Nicht reifliche Ueberlegung, nur Gewissensdrang und weibliches Mitgefühl hatten sie das mutige Wort sprechen lassen.

Eine Ahnung dieser Wahrheit mochte im Bewußtsein des Ratschreibers aufdämmern oder die Erinnerung, daß seine Frau gegenwärtig doppelt der Schonung bedürfe. Kurz, er lenkte begütigend ein, und Frau Babette wußte es ihm im Stillen Dank. —

Zum Tageseschluß tauchte noch einmal die Gestalt

der Frau „von unten“ zwischen den beiden Ehegatten auf. Der Ratschreiber hatte eben die Lampe gelöscht, das Licht angezündet und mit pedantischer Mengstlichkeit nach seiner Gewohnheit das abgelöschte Streichholz um und um gedreht und zerrieben, während seine Frau schnell den Flickkorb zudeckte. „Ah, was ist das?“ Und einen in Seidenpapier gewickelten Gegenstand enthüllend, hielt sie erstaunt ein Etui in Form eines Vogeleis aus blaßblauem Atlas in Händen, das aufgeklappt einen silbernen Fingerhut zeigte. Ein Zettelchen lag dabei:

„Liebe, kleine Biene,
Gib, daß ich dir diene,
Zu mit heitrer Biene.“

las Frau Babette. „Ah, das ist von Frau Sylvia.“

„Frau Sylvia. Soll das die Frau von —“

„Ja, das ist die Frau von unten. Da du sie nicht gern Frau von Degen nennst, wie ich bemerkt habe, schlage ich dir vor, sie bei ihrem Namen zu rufen — und Sylvia klingt so hübsch.“

„Heidnisch klingt's, daß du es weißt,“ und aus den Worten sprach die ganze Voreingenommenheit und Geiztheit des Mannes. „Und diese Schenkerlei verbitt' ich mir überhaupt, du hast nichts von ihr anzunehmen.“

„Ich werde versuchen, dir zu gehorchen, aber niemals werde ich Frau Sylvia beleidigen.“

Diese Nacht trieb der Traumgott allerlei Unflut im Schlafzimmer der beiden, die sich wortlos entkleidet und frostig wie noch nie gute Nacht geboten hatten. Der Ratschreiber saß mit der Feder in der Hand vor seinen Büchern. Aber seine Gedanken hatten nur Raum für die Frau, die er doch haßte, und ob er wollte oder nicht, seine Hand mußte den heidnischen Namen schreiben. „Syl — Syl“ — weiter kam er nicht. Wie hieß doch die Endung? „Syl — Syl —“ stöhnte er im Schlaf, und „Syl —“ stand auf dem Papier. Der Schweiß feuchtete seine Stirne, und sein Hirn marterte sich und suchte nach dem Namen, der ihm so zuwider war, und den doch eine unsichtbare Macht ihn zu schreiben zwang.

Währenddem träumte Frau Babette, sie stehe in der Küche und wolle ein Ei in die Suppe schlagen. Und wie sie es anschlug am Schüsselrand, sah sie, daß es das blaueidene Vogelei war. Ein wunderschöner Schmetterling mit Silberaugen auf dem Flügelpaar flog daraus. Ihres Mannes knochige Hand haßchte nach dem Flatternden, jagte wie toll in der Küche herum und hielt plötzlich einen zerstäubenden Flügel zwischen den Fingern. „Sylvia,“ schrie sie in ihrer



Die große Weide (*Salix alba* L.) in Wendikon bei Zürich
auf der Grenze zwischen den Besitzungen der Herren Studer und Naville.
Durchmesser auf 133 cm über dem Boden; 220 cm; Höhe ca. 25 Meter. (Vergl. auch die Gesamtansicht auf S. 95).
Phot. Gebr. Wehrli, Kilchberg.



Todesangst. Hatte sie es laut gerufen? „via — ah — Sylvia,“ klang es wie ein Erlösungslaut vom Bette nebenan, und der Matschreiber drehte sich, befreit vom Alpdrücken, auf die andere Seite und schlief ruhig dem Morgen entgegen.

* * *

Am Nachmittag des folgenden Tages saß Frau Babette erwartungsvoll am Nähstisch. „Ob sie wohl kommen wird zur Strickstunde?“ war ihr Gedanke. Nicht lange und es klopfte.

„Denken Sie nur mein Glück, liebes Müllerchen,“ sprudelte die Eintretende, „mein Ludwig hat mir gestern Abend noch die fehlenden 200 Fr. gegeben. Ich zeigte ihm meinen Anzug, der gerade von der Schneiderin kam, und er war ganz hin. Und nun müssen Sie gleich mit mir herunterkommen; Sie sind die erste, die ihn sehen darf.“

„Wollen wir nicht zuerst ein wenig fleißig sein und die Strümpfe vornehmen?“

„Die Strümpfe? — Stricken? — Nein, meine Liebe, da ist schon dafür gesorgt. Alle meine zerrissenen Strümpfe habe ich diesen Morgen verschenkt.“

„Verschenkt?“ —

„Ja! — Aber Müllerchen, Sie kommen ja ganz aus der Fassung. Da ist doch nichts Schlimmes dabei? Seh'n Sie, da kamen so zwei arme, kleine Dinger, barfuß — ich bitte Sie, barfuß mitten im Winter! Und gleich zuckte mir der Gedanke an meine vielen Strümpfe durch den Kopf. Ich frug sie, ob sie stricken könnten. ‚Freilich‘, war die Antwort. Und gleich darauf hatten sie den ganzen Bündel im Korb und 5 Franken in der Hand, damit sie Garn und Nadeln kaufen könnten.“ —

„Fünf Franken?“

„Nun ja, ich hatte gerade nichts Kleines bei mir. Sie hätten sehen sollen, wie die Gesichter leuchteten. War das nicht praktisch? Nun brauchen die Kinder nicht mehr barfuß zu gehen, und ich brauche die garstigen Löcher nicht zuzustopfen.“

„Ja — aber — —“

„Nichts ‚aber‘; jetzt geh'n wir hinunter und machen Ballstudien. Sie Arme, können ja doch nicht hingehen, und nun sollen Sie wenigstens ein Stückchen Vorhimmel zu seh'n bekommen.“

Und willenlos ließ sich Frau Babette in den ersten Stock führen, wo Portieren, schöne Bilder und kostbare Möbel in reicher, geschmackvoller Anordnung die Räume

füllten, neben denen die ihrigen sich fast bäurisch einfach ausnahmen.

„Seh'n Sie sich derweil dies Buch an; in fünf Minuten bin ich verwandelt.“ Und fort wirbelte sie.

Es waren Photographien nach berühmten Gemälden, die Müllerchen auf den Knien hielt und Blatt um Blatt langsam umwandte. Sie hatte keines der Bilder je gesehen, aber ihr schönheitempfindliches Gemüt sah sich satt und durstig an so viel Grazie und phantastisch-geborenem Leben. Ihr war, als stehe sie in einer Dunkelkammer und sähe durch ein Astloch ins lichte Reich des Schönen.

Doch nein — sie war ja mittendrin. Schwebte da nicht sein Genius, die verkörperte Anmut, durch den Raum im blauen Schleiergewand, den Stern über den wallenden Locken, in graziosem Gliederpiel ein Duftgewebe schlingend?

„Frau Sylvia!“ klang es im Laut rückhaltlosester Bewunderung von den Lippen der Staunenden. Das war kein Tanzen im gewöhnlichen Sinn; vielmehr ein Schweben, Gleiten, Biegen, ein entzückendes Spiel der Körperlinien, der Ausdruck Leben gewordener Formenharmonie voll bestrickendem Reiz.

„Frau Sylvia, Sie sind eine Künstlerin“, und Frau Babettes Augen strahlten in ungewohntem Glanz dem Menschenrätsel entgegen, das nach kurzem Verschwinden wieder im Alltagsgewand sich neben ihr niederließ.

„Ich weiß es, meine Liebe, vielleicht wäre ich eine geworden.“

„Wie schade! Warum nur vielleicht?“

„Warum? Das will ich Ihnen erzählen. Sie werden mich dann noch besser verstehen als bisher. Meine Mutter habe ich nie gekannt; sie verließ den Vater, als ich ein Jahr alt war und ging zum Theater. Ich muß ihr sehr ähnlich gewesen sein, und mein Vater, der mich zärtlich liebte, hielt mich ängstlich von allem fern, was mich zur Laufbahn meiner Mutter ziehen konnte. Deshalb auch siedelten wir in eine kleine Stadt über. Aber je älter ich wurde, je mehr drängte es mich nach diesem gefährlichen Feuer. Ich war kaum erwachsen, als mein Vater starb, mich mittellos zurücklassend. Seine Verwandten wollten sich meiner annehmen; aber mir graute vor dem engen, kleinstädtischen Leben, und heimlich bot ich mich einer herumziehenden Theatertruppe als Novize an, träumend von spätern Lorbeeren, von Ruhm und Ehren. Die Leute nahmen mich mit offenen Armen auf, und bald war ich durch meine Soloproduktionen,



Balletteinlagen, wie sie der Direktor anpries, die ich mir alle selbst schuf, der Liebling aller und überall, wo wir hinkamen.“

„O, ich hätte Sie auf der Bühne sehen mögen, Sie Beneidenswerte!“

„Glauben Sie? Ach, die reine Freude an diesem Leben dauerte nicht lang. Gar bald kam über mich der Ekel vor diesem Hungerdasein ohne Aussicht auf Vorwärtkommen, auf Ruhm und erhofften Glanz. Und dann diese heimliche Angst vor dem allmählichen Sinken und Ertrinken im glänzenden Glend, im Schauspielereichtsin, der Widerwille gegen ein ungebildetes, verständnisloses Publikum, das lachte und wieherte, wo wir um Thränen warben. Täglich lagen sie im Kampfe miteinander, meine ängstlich behütete Jugend und der ungebändigte Trieb zur Entfaltung meiner Gaben, die ich in jedem Nerv fühlte und die mir doch keine Befriedigung, keine Erfüllung meiner Träume gewährten. Nur eins ließ mich noch aushalten, eine keimende, unsichere Hoffnung. Seit einiger Zeit bemerkte ich in jeder Vorstellung denselben schönen, blonden Männerkopf im Publikum. Ueberall, wo wir hinzogen, tauchte er wieder auf, und schließlich spielte ich nur noch für ihn. Ich that mein Bestes, um diese sympathischen Züge zum Beifall zu zwingen und war tief unglücklich, wenn ich sie einen Abend in der Menge vermißte. In der letzten Zeit schien mir seine Miene sehr ernst geworden, auch seine Besuche wurden spärlicher. Da erhielt ich einen Brief, in dem mich der Unbekannte um eine Unterredung bat, deren Ende unsre Verlobung war. Er war aus demselben Städtchen, das wir früher bewohnten, hatte meinen Vater gekannt und geachtet und mich als Kind gesehen, obschon ich mich seiner nicht erinnern konnte. Daß er reich war, kam bei der Entscheidung für mich nicht in Betracht; aber ich liebte ihn in unendlicher Dankbarkeit als meinen Erreiter und Befreier, als die Verkörperung meines Männerideals. Wie leicht wurde es mir, nach den vielen trüben Erfahrungen meinen Beruf aufzugeben, während er meinen Besitz durch den vollständigen Bruch mit seiner hocharistokratischen Familie erkaufen mußte. Deutschland war ihm gründlich verleidet, und wir zogen nach der Schweiz, dem gelobten Land der Freiheit.“

„O, wie gut, daß alles so gekommen ist! Und haben Sie hier gefunden, was Sie erwartet?“

„Nein — und ja,“ lächelte die schöne Frau. „Die Natur ist hier paradiesisch und die Bewohner in ge-

wissen Sinne auch. Die Schweizer sind im großen Ganzen Mustermenschen, wie ich Ihnen schon gesagt; aber wer nicht aus ihrem Holz geschnitzt ist, dem kehren sie verständnislos den Rücken. Ich komme mir hier doppelt leichtsinnig und unvollkommen vor, denn hier ist alles so ehrbar, nüchtern und — so furchtbar fleißig.“ — Nun aber mußte Müllerchen herzlich lachen über das komische Entsetzen, mit dem die letzten Worte herausgestoßen wurden, obschon die offene Aussprache ihr viel zu denken gab.

„Gewiß,“ fuhr Frau Sylvia fort, „gibt es hier keine schlechten Menschen, kein moralisches Glend, überhaupt keine Armut.“

„Haben Sie die bettelnden Kinder vergessen? Treten Sie einmal ans Fenster, denn eben gehen sie auf der Straße unten vorbei. Seh'n Sie nur! Das eine hat eine Düte voll Schleckzeug und das andere nascht Obst aus der Rocktasche. Zu dem wird ihnen wohl das Geschenk aus Ihrer großmütigen Hand verholzen haben.“

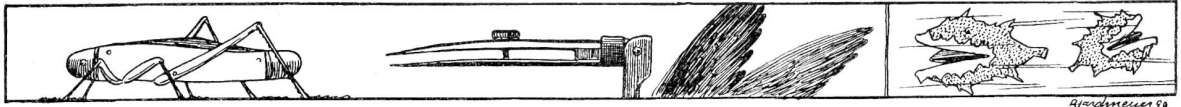
„Wie häßlich! Ich wollte, ich hätte das nicht gesehen. So zerfährt eine Illusion um die andere, wie eine Seifenblase. Da bin ich nur froh, daß ich so schnell wieder vergessen kann. Das rieselt nur so an mir herunter, wie ein Brunnenstrahl über einen badenden Späßen. Gleich bin ich wieder in allen Lüften und juble, daß die Welt so schön ist und das Leben so verheißungsvoll, wie die lockende Aussicht auf einen hohen Berg, dessen Erklettern schon ein Genuß ist.“

„Sie sind ein Glückskind, Frau Sylvia.“

„Ja, das bin ich aber auch. Nur in der letzten Zeit ist mein Mann oft so furchtbar ernst. Und wenn ich ihn frage, was ihm fehle, so fängt er von seinen Geschäften an und dann wird's mir ganz gruselig. Ich schließe ihm den Mund mit Küßen und er darf mir kein Wort mehr von dem Zeug sagen. Denn seh'n Sie, davon verstehe ich absolut nichts. Worte, wie Wechsel, Hypotheken, Obligationen, Zinsen, Prozente und so weiter und so weiter, das sind für mich lauter unheimliche Ungeheuer, giftige Schlangen, Lindwürmer, feuerpeiende Drachen und derlei Gewürm, und das hält man sich doch vom Leib, ehe es einen verschlingt.“

„Vielleicht hat aber Ihr Mann Geschäftsforgen.“

„Das wird wohl so sein. Und ich will sie ihm auch verschrecken, so gut ich's verstehe, wie der Sonnenschein die Wolken verjagt. Traurige Gesichter mag ich nicht um mich leiden, sie thun mir weh. Ich will glücklich sein und Andere auch glücklich seh'n.“



„Finden Sie es denn nicht sehr langweilig unter Menschen, die so ganz anders sind, wie Sie? Sie müssen sich doch oft sehr einsam fühlen.“

„Ich weiß nicht, wie es wird, wenn der Winter kommt. Bis jetzt war es ganz amüsant hier. Die Gegend ist reizend, die Fahrten an den See sind wundervoll, und nächstes Jahr kaufe ich mir ein Velo. — —“

„Ein Velo?“ schrie Frau Babette entsetzt.

„Aber Müllerchen, was ist denn da dabei?“

„Ach lieber nicht, Frau Sylvia! Denken sie doch —!“

„Was soll ich mir nur denken? Jedenfalls nichts Schlimmes.“

„Ich weiß schon. Aber die Leute — so wie sie einmal sind — was werden die sagen?“

„Darauf kann ich mich nun schon nicht einlassen, liebes Müllerchen. Ich lasse sie schwätzen und werde ihnen wahrscheinlich noch weiter viel zu schwätzen geben. Wenn sie das doch so gerne thun — dann meinetwegen — ich fahre lieber Velo.“

Frau Babette that ihre schöne Freundin aufrichtig leid, denn sie sah schon, wie ihr guter Ruf, den man verdächtigte und schädigte, wo es nur anging, durch den unsinnigen Sport noch vollends in die Brüche gehen würde. Sie sann nach einem Abschreckungsgrund und glaubte, ihn nun auch gefunden zu haben.

„Aber eins müssen Sie mir doch zugeben, liebe Frau Sylvia, das Velofahren von Damen ist doch entschieden unschön. Und sie lieben doch das Schöne leidenschaftlich, wie Sie selbst sagten.“

Und Sylvia lachte in ihrer übermütigen und doch so bestrickenden Art: „So ist es, Müllerchen. Sie können sich aber beruhigen, ich werde nur sehr schön fahren.“

Ach, da war doch nichts zu machen. Frau Babette sah das Geflatsch und all das nachfolgende Unheil schon kommen. Und was würde erst ihr Mann sagen! Dann mußte ihre Freundschaft, die ihrem stillen Dasein so viel Leben und Inhalt gegeben, ein jähes Ende nehmen.

Die Andere las ihr die trüben Gedanken von der umwölkten Stirn. „Uebrigens“, tröstete sie, „ist es noch gar nicht gesagt, daß wir nächstes Frühjahr noch hier sind. Wer kann wissen, wo wir dann sein werden! Auf die Dauer könnte ich auch Ihnen noch Schrecken einflößen.“

„Nein, Frau Sylvia. Nie und niemals! Ich werde immer nur gut von Ihnen denken.“

„Zimmer?“

„Was auch kommen möge!“

„Ich danke Ihnen, Müllerchen. Von ganzem Herzen danke ich Ihnen. Wie das gut thut, jemand zu wissen, der einen versteht.“

* * *

Den ganzen Abend ging dem guten Frauchen dies Gespräch im Kopf herum. Sie ahnte Schwierigkeiten, ja Schicksalsstürme für ihre Freundin und hätte sie so gerne davor behütet. Aber komme, was da wolle, sie würde treu zu ihr stehen und sie gegen alle Welt in Schutz nehmen, ja sogar gegen ihren Ernst. Und dazu fand sie gleich Gelegenheit.

„Liebes Kind, du bist so nachdenklich heute Abend. An was sinnst du denn?“ Mit seinem zärtlichsten Ton, der ihm zu Gebote stand, stellte der heimgefehrte Gatte die Frage, offenbar bemüht, eine Verstimmung, wie gestern Abend nicht aufkommen zu lassen.

„Ich dachte an Frau Sylvia,“ sagte sie mit der ihr eigenen Offenheit.

„Schon wieder.“

„Warum sollte ich nicht? — Sie ist so gut —“

„Und so leichtlebig — und ihr Mann ist blind — an ihr — und in Geschäftssachen. Ich hätte ihn für gescheiter gehalten.“

„Ich bitte dich, droht ihnen Gefahr? Man sollte ihn warnen —“

„Das werde ich hübsch bleiben lassen. Er hat seine eigenen Augen, und ich will nicht riskieren, daß mir der noble Herr sagt: ‚was geht das dich an?‘“

„Aber sie haben niemand sonst, keine Freunde —“

„Bin ich denn kein Freund? Nein, Babette, das verstehst du nicht. In Geschäftssachen heißt's Mund halten. Uebrigens wird's so schlimm nicht sein. Er ist reich und vermag einen Stoß wohl auszuhalten.“

„Ich bitte dich, Ernst, erkläre mir doch, was ist denn eigentlich los?“

„Kümmere dich lieber nicht darum; das ist nicht Frauensache.“

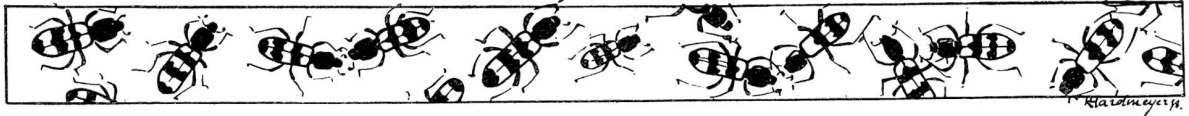
„Ich ängstige mich viel mehr, wenn du mich in Unklaren lässest.“

„Nun denn, wenn du's durchaus wissen mußt. Der Rheinberger, der alte Fuchs, hat ihn in die Klauen bekommen, und wer mit dem sich in Geschäfte einläßt, wird gerupft ohne Gnade. Da wird spekuliert mit dem Geld des Leichtgläubigen. Gibt's Gewinn, so streicht ihn der Alte ein und mit Versprechungen goldner Berge geht die Sache wieder von vorne an. Geht es aber schief, so muß der andere bluten; aber an den



Die große Weide (*Salix alba* L.) in Bendikon bei Zürich
von der Bestzung Studer aus gesehen.

Umfang auf 133 cm über dem Boden: 7 Meter; Höhe ca. 25 Meter. (Vergl. Detailbild auf S. 91).
Phot. Gebr. Wehrli, Kilchberg.



Pfoten des Fuchses bleibt auch dann noch was hängen.“ — Das war noch schlimmer, als Frau Babette sich gedacht, und sie nahm sich vor, bei nächster Gelegenheit mit ihrer Freundin darüber zu sprechen und ihr die Augen zu öffnen, mit wem ihr Mann es zu thun habe. Gewiß würde sie dann ihre Scheu und ihren Widerwillen gegen Geschäftliches überwinden und die Sache ernst nehmen.

Aber die erhoffte Gelegenheit schien so bald nicht kommen zu wollen. Müllerchen lag am andern Morgen fiebernd zu Bett und der Arzt gebot äußerste Ruhe. Der ängstlich nach ihrem Befinden sich erkundigenden Frau „von unten“ erklärte der Ratschreiber auf dem Hausflur höflich aber kurz, daß vorderhand keine Besuche angenommen würden. „Der Bär!“ sagte sie nach dem trockenen Bescheid für sich. „Und er ist nicht einmal schön oder auch nur interessant zu nennen. Obwohl die kleine Frau glücklich mit ihm ist, wie sie's verdiente, so glücklich, wie ich mit meinem guten, prächtigen Ludwig. Und ich verdiene es nicht einmal!“

Und sie fuhr fort, ihm die Wolken von der Stirn zu verscheuchen auf ihre liebliche, aber ungründliche Art. Er litt es so gern, denn es war süß, wenn auch nicht klug, für einen Moment die Augen zu schließen und die drohende Gefahr nicht zu sehen.

* * *

Der Abend des Maskenballs kam heran. Die ganze gute Gesellschaft des Städtchens befand sich in gesteigerter Aufregung. Degen's waren extra von einigen gewichtigen Persönlichkeiten zur Teilnahme aufgefordert, ja gedrängt worden. Denn so sehr man hinter ihrem Rücken munkelte, allerlei an ihrer Aufführung auszuweisen wußte und zu kritisieren fand, so war doch jeder mann gespannt auf ihr Auftreten, insbesondere das der schönen Frau, und versprach sich von ihrer eigenartigen, ungewöhnlichen Persönlichkeit etwas noch nie Dagewesenes. Zudem war Herr von Degen als ein artiger Gesellschafter bekannt, dessen Mitterlichkeit und Noblesse von den Frauen gerühmt, von den Männern bei diversen bessern Extrablättern, von seiner Hand im engern Kreise gespendet, gewürdigt wurde.

Frau Sylvia befand sich in ihrem Schlafzimmer und schmückte sich für den Abend. Sie brauchte keine Hilfe, denn niemand wußte besser als sie, was ihr am schönsten stand und wie es gemacht wurde. Es war ihr schon ein Fest, dies zu thun. Nicht gewöhnliche Fraueneitelkeit führte ihr dabei die Hand, sondern ein Gemisch naiver, kräftig pulsierender Daseinsfreude und

die Befriedigung eines übermächtigen Schönheitsgefühls. Fast hätte sie Gott danken mögen, daß er sie so geschaffen, wie sie war. Vor sich selber erglühend, zwang sie aber den Gedanken zu der Bitte „und führe mich nicht in Versuchung.“ Jetzt heftete sie die Schmetterlingsflügel auf und ließ dann das matte Gold ihrer Haarwellen darüber rieseln. Wie der Stern darüber leuchtete! Und fast noch mehr strahlten die zwei blauen Sterne darunter. Sie mußte lächeln. War es der Mühe wert, sich so zu schmücken, so sich zu freuen, um einer Handvoll Menschen, deren Seelenfalten so ganz anders gestimmt waren, zu gefallen einen Abend lang? Ach nein, das war es nicht allein, was sie reizte. Aber sie kam sich vor, wie der Schmetterling, der aus seinem Sarg schlüpft. Mit dem Abstreifen der Alltagschülle fühlte sie sich verwandelt. Sie war nicht mehr sie selbst, Sylvia von Degen, ein Weib, wie so viele andere. Nein, nur noch Luftgeist fühlte sie sich, ein Wesen, das der Körperschwere entrückt, mit den Füßen nur noch die Erde streift. Ein unsagbares Wohlgefühl überkam sie. Wer konnte glücklicher sein, denn sie? Nicht einmal den Vogel in der Luft brauchte sie zu meiden.

Drüben mochte sich ihr Mann schon umgekleidet haben. Bald war es Zeit zu gehen. Halt! — Ging da nicht eben jemand in sein Zimmer? — Richtig. — Wiederum dieser Aufenthalt! Ach, es wird der Postbote sein. — Doch nicht, es geht zu lang. — Schon eine Viertelstunde wartete die junge Frau mit gesteigerter Ungeduld. Endlich ging die Thüre und sie erkannte in dem Schritt des späten Besuchs den Gegenstand ihrer geheimen Abneigung, den alten Rheinberger. „Ach der! Der kommt auch immer zur Unzeit und bringt doch nichts Gutes. Gewiß hat er wieder Ludwig um die gute Stimmung gebracht.“

Sie eilte hinüber in das Zimmer ihres Mannes. Dort saß er steif vor seinem Schreibtisch mit von ihr weggewandtem Gesicht.

„Aber Ludwig, du bist noch nicht bereit! Es ist doch höchste Zeit.“

Noch immer rührte er sich nicht. „So sieh' mich doch einmal an und starre nicht so trübseelig vor dich hin.“ Wie sie ihm aber voll ins Gesicht sah, erschraf sie vor seinen veränderten Zügen.

„Mein Gott, Ludwig, bist du unwohl? Ich bitte dich, — sprich!“

„Nein, liebes Kind, es geht schon vorüber. Ich habe nur unangenehme Nachrichten bekommen.“



„Dacht' ich mir's doch. O dieser Rheinberger!“

„Sylvia, wollen wir nicht lieber zu Hause bleiben?“

„Wegen dem Menschen von vorhin? — O, ich hatte mich so schrecklich auf den Abend gefreut. Komm, zieh' dich an; es thut dir im Gegenteil gut, unter Menschen zu gehen. Das wird dich auf andere Gedanken bringen.“

„Weinst du?“

„Natürlich! — Komm, eile dich; der Wagen wartet schon längst.“

„So geh' du einstweilen voran. Ich habe noch einen notwendigen Brief zu schreiben.“

„Aber wirst du auch bald nachkommen? Gleich nachher?“

Und müde nickte Ludwig seiner schönen, in der Thür verschwindenden Frau zu. — — — — —

„Es ist am besten so,“ sagte sich Frau Sylvia, als sie im Wagen davonfuhr. „Hätte ich zu Hause gewartet, wäre es ihm je länger, je weniger ums Mitgehen gewesen. So muß er mir nachkommen. Ich weiß, er läßt mich nicht allein.“

Aber er kam nicht. Sylvia saß verzehrt von Ungeduld in einer Ecke der Garderobe, wo sie niemand beachten konnte. Sie wartete eine Viertelstunde — eine halbe Stunde. — Von ferne hörte man fröhliches Stimmengewirr und lebhaftes Tanzrhythmen. Kaum, daß sie das Prickeln der Füße und die Unrast ihrer Gedanken zu bezwingen vermochte. Ein verspäteter, maskenverhüllter Besucher betrat die Garderobe — es war nicht der Erwartete. Dann wieder nichts als die grausame Stille, in der die gedämpften Laute der nahen Freude und Lust an das Ohr schlügen. Das aufwartende Mädchen gähnte und rieb sich fröstelnd die Hände vor dem rotglühenden Ofen. Es schlug 11 Uhr. — Jetzt litt es die Wartende nicht länger. Von einer langsam sie umschleichenden Angst gepackt und gewürgt, sprang sie auf und glitt an dem erschrocken aus dem ersten Schlaf auffahrenden Mädchen vorbei in die Nacht hinaus.

In ihrem Hausflur war das Gas heruntergeschraubt; aber im Zimmer ihres Mannes brannte es noch hell, wie sie zu ihrer Beruhigung von der Straße aus gesehen. Er mußte noch am Schreibtisch beschäftigt sein. Sie riß die Thür auf. Im nächsten Augenblick sank sie mit einem Aufschrei am Lehnstuhl ihres Mannes zusammen.

* * *

Oben bei Ratschreibers ging es diesen Abend sehr unruhig her. Die Aufwartefrau lief lebhaft aus und

ein und kam spät abends in Begleitung einer ältern Person mit dem Körbchen am Arm zurück. Dann gab es ein Geläufe hin und her, und einmal drang beim Oeffnen der Thür ein Wehlaut durch des Hauses Räume. In der Angst um ein werdendes Leben hatte niemand den Knall des Revolvers gehört, noch den Schrei des unglücklichen Weibes.

Aus tiefer Ohnmacht erwachend starrte Sylvia um sich. Großer Gott — so war es denn wahr? Grauen und Entsetzen packten sie aufs neue beim Anblick des Toten. — Wie war es möglich? Wie konnte er ihr das thun? Warum? Was war geschehen?

Da lag ein Brief — an sie. Kaum war sie imstande, den Sinn der hingeworfenen Worte zu fassen. Sie las:

„Inniggeliebte!

Verzeihe mir, wenn ich dir Leid zufüge — aber ich sehe keinen Ausweg mehr. Ich bin ruiniert durch einen schlechten Menschen — nein, durch eigne Schuld — durch meine Blindheit und Vertrauensseligkeit. Ich stehe wie vor einer schwarzen Wand — nirgends ein Licht, keine Möglichkeit mehr — als — Gott verzeihe mir's! Aber du sollst leben. Du bist nicht geschaffen zur Entbehrung und Demütigung. Frei von mir wirst du deine Gaben entfalten — woran ich dich verhindert. Du wirst Großes erringen — wieder glücklich werden. So glücklich, wie dich zu machen hoffte dein unseliger Ludwig.“

„Und ich bin seine Mörderin! Ich allein! Wäre ich bei ihm geblieben, nicht von seiner Seite gewichen! Er hat mich für leichtsinnig und oberflächlich gehalten — und ich war es — Gott im Himmel! In seinen Augen war ich unfähig, mit ihm zu entbehren. Aber ich hatte dich lieb, Ludwig, und die Liebe hätte mir geholfen. Zu spät! — Wenn du jemals kurzichtig warst, mir Unrecht thatest, so war es jetzt. — Jetzt, wo mir nichts mehr bleibt, als ewiger Vorwurf und Reue. — Und du konntest glauben, ich werde zurückkehren in meine frühere Laufbahn, mein altes Leben weiterführen, das Tag um Tag mir eine Anklage wäre? — Ah! Ich sehe den Weg vor mir, den einzigen, den ich gehen kann. Du hast mir verwehrt, ihn mit dir zu betreten, den Weg, vor dem mir graut, wie vor der Sünde selber. Nun muß ich ihn allein gehen. Nichts, das mich zurückhält, als die Scheu, das Grauen vor Blut und Gewaltthat; und nichts, das mir hilft und Kraft gibt, als meine Liebe und Treue, die ich dir zu halten versprochen über Grab und Tod hinaus.“



So jagten sich ihre Gedanken von den wildesten Selbstanlagen bis zu der graufigen Vorstellung ihres selbstbereiteten Endes. Sie zermarterte ihr Hirn — kein Ausweg — keine Möglichkeit, mit Ehren weiterzuleben. Es mußte sein. Neben ihr lag am Boden der Revolver, der Hand des Entseelten entfallen. Als sie ihn aufhob, streiften ihre Wangen die kalten, schlaff herabhängenden Finger, die sie im Leben so oft und zärtlich gestreichelt hatten. Ein Schauer durchrüttelte sie. Sie konnte die gebrochenen Augen, die Stirn mit der blutigen Wunde nicht mehr ansehen. Blutstropfen, langsam heruntergefickerte, klebten an der Hand, von deren Blässe sie sich schwarz abhoben, — Blut, das sie seit je nicht sehen konnte, ohne daß ihr die Sinne schwanden. Und so sollte im nächsten Augenblick sie selber daliegen — gefunden werden? — Unmöglich! — Fort — hinunter zum Fluß — das Wasser ist barmherzig — kühl und weich — und nicht blutdürstig.

Als sie wie eine sinnlos Flüchtende zur Thüre sich wandte, trat ihr aus dem Spiegel ihr Ebenbild entgegen, geisterhaft bleich, mit zerrautem Haar und geknickten Schmetterlingsflügeln. Und mit wildem Abscheu riß sie sich Tand und Glitter vom Leib, während in ihrer Erinnerung deutlich ein Bild aus ihrer Kinderzeit aufstieg. Die Schule war aus und sie sah sich mit ihren Gefährten nach dem Armenhaus drängen, um eine Unglücksnachricht mit eigenen Augen bestätigen zu können. Durch die Fenster zu ebener Erde spähten sie und sahen auf einer Bank einen schrecklich aufgedunsenen Körper liegen mit entstelltem Gesicht, triefenden Kleidern und goldblonden, noch rieselnden Haarsträhnen. Nur einen Augenblick sah sie damals das Bild, denn eine Frauenhand zog hastig die Vorhänge. Aber es hatte sie noch oft in Schlaf und Traum verfolgt und stand jetzt mit grausamer Deutlichkeit vor ihr. Und es hemmte ihren fliehenden Fuß. Ihr Wille, noch erst wie erlöst und angefaßt durch diesen Ausweg, erlahmte, sowie die Phantasie sich mit dem abstoßenden Bilde beschäftigte. Schönheit, ihr Genuß und ihre Gestaltung, war ihr bis jetzt einzig lebenswert und maßgebend gewesen; ihre Stimme machte sich auch jetzt geltend und forderte Gehör. „Zu feige — ich bin zu feige dazu — ich kann nicht.“

Oben wurde eine Thüre geöffnet und zugleich drang durch die stillen Räume des Hauses der feine, deutlich erkennbare Schrei eines Neugeborenen.

„Ah! — Müllerchen, du liebe, gute Seele! Wie bist du nun glücklich! Und ich konnte dich bemitleiden und

verblendet mein Schicksal hoch über deines stellen? — Nun hast du alles, was du dir wünschest, und ich habe niemand und nichts — nichts als Scham, Reue und ewige Qual. — Wie süß muß es sein, so ein Kleines, ein Stück eigenen Lebens neben sich zu fühlen, es lieben zu dürfen, und sich selber in ihm heranwachsen zu sehen. — Vielleicht wäre alles anders — wenn —. Vorbei! Und doch — wie Heimweh faßt es mich nach einem einzigen, lieben Wort von dir, du glückliches Weib da oben. Wenn ich wüßte, daß du mir dein Wort hältst, daß du nicht schlecht von mir denkst, wie alle andern es thun werden — wenn ich dein Kind küssen und es lieb haben dürfte — vielleicht — könnte ich doch noch leben.“

Und magnetisch zog es sie zur Thüre hin, die sie öffnete. Sie stand und lauschte mit angehaltenem Atem nach oben, um noch einmal das süße, feine Stimmchen zu hören, dessen Laut sie so mächtig ergriffen wie ein Lebensruf: „Thu's nicht, bleib' bei uns!“ Aus dem Flur von unten kamen gedämpfte Schritte. Es war der Katschreiber, der mit einer Schüssel voll Eis an der Lauschenden vorbei nach oben ging und ihren sonderbaren Aufzug mit verächtlichem Blick streifte. Sie fing diesen Blick auf und hatte zugleich die Empfindung, daß dieser Mann keinen andern je für sie hätte, daß er sich immer zwischen seine Frau und sie selber stellen und sein Kind argwöhnisch vor ihr hüten würde. Wie thöricht, daß sie das vergessen konnte! — Nein, es gab keinen andern Weg mehr für sie.“

Und mit stiller Energie ging sie ihrem Schlafzimmer zu. Dort standen und hingen in einem Eck, durch einen seidnen Vorhang vom übrigen Raum getrennt, allerlei wertlose und doch so liebe Erinnerungen aus ihrer Jugendzeit: ein Spinnrad, dessen Flachs von blauem Band umschlungen ihre Finger auf der Bühne gezupft hatten, vergilbte Lorbeerkränze mit buntseidnen Schleifen, ihr letzter Schulranzen mit den zeršķliffnen Ecken, ein Springseil, mit dem sie ihre Gespielinnen zu Staunen und Bewunderung vor ihren Schwebekünsten hingerissen, und ein Gestell, dessen unteren Teil ihre Kinderbücher einnahmen. All diese Dinge streifte sie jetzt mit gleichgültigem Blick, als Eine, die mit allem abgeschlossen hat. Mit festem Griff nahm sie vom obern Teil des Bücherbrettes ein Fläschchen, dessen Inhalt ihr vorhin wie Trost und Erlösung eingefallen war. Schlafen wollte sie — einschlafen und nicht mehr erwachen. Wem zu leide? — Niemand. Niemand, dem sie Rechenschaft schuldete. Im flackernden Kerzenlicht glänzten goldne



Büchertitel vom untern Regal, und gleichgültig blieben ihre Augen auf dem ersten besten haften: „Die heilige Schrift“, las sie. War das eine Mahnung? — Wie angewurzelt blieb sie stehen, durchschauert von der Frage:

„Bist du nicht Einem Rechenschaft schuldig?“ — „Gott sei mir Sünder gnädig!“ kam es schluchzend von ihren Lippen.

Seit ihrer Konfirmation hatte sie sich wenig mehr um derlei Fragen gekümmert. Sie stand zu Gott erst im Verhältnis des unzufrieden fordernden, dann seit ihrer Verheiratung des glücklichen Kindes, das ihn als den guten Spendevater liebt und wissentlich aus natürlichem Herzenstrieb nichts Böses thut. Nun aber würde sie plötzlich vor seinem Richterstuhl stehen und Rechenschaft ablegen müssen von ihrer letzten That, von ihrem ganzen Leben. In ihrer Not suchte sie mit fliegendem Gedächtnis nach Bibelstellen, nach solchen, die sie verdammten, und andern, die sie retten könnten vor schwerer Selbstanklage. Nichts fiel ihr ein. Sie hätte sich so gerne gehalten an einem solchen Wort; aber ihre Hand scheute vor der Berührung mit dem Buch, als sei sie jetzt schon unrein.

Da — deutlich stand er vor ihren Augen, der Spruch, der ihr einzig helfen konnte, durch den sie Frieden, Kraft, Vergebung und die Gewißheit göttlicher Gnade empfing. Ihr Vater hatte ihn mit seinen schönen, festen Federzügen unter das Bild ihrer Mutter gesetzt, nachdem sie ihn verlassen. „Gott ist größer denn unser

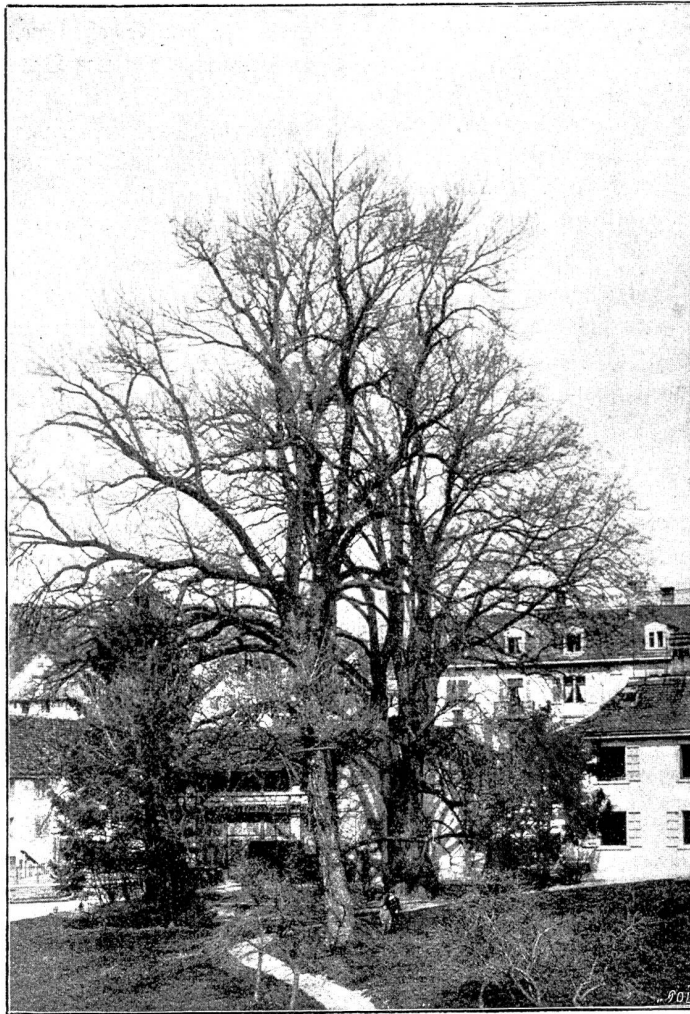
Herz, und sein Erbarmen stärker als alle unsre Schuld.“ Eine seltene Ruhe kam über sie. Wieder fühlte sie sich als Kind, als ein verirrtes, sündhaftes Kind, das aus freien Stücken zu seinem Vater geht mit dem Geständnis:

„Vater, ich habe schwer gefehlt; thue mit mir, wie dir's gefällt.“

Sie ging mit dem Fläschchen in der Hand nach dem Zimmer ihres Mannes. Bei ihm wollte sie sterben, und sie glaubte auch stark genug zu sein, den Anblick des Toten zu ertragen. Das Licht flackerte im Luftzug, als sie eintrat, und dröhnend schlug ein Fensterladen gegen die Wand, das ganze Haus erschütternd. Gleich darauf sank der Kopf des Toten von der Rücklehne langsam und schwer über das Seitenpolster. Das war zu viel. Das Licht entfiel ihrer Hand, und die Sinne schwanden ihr. — — —

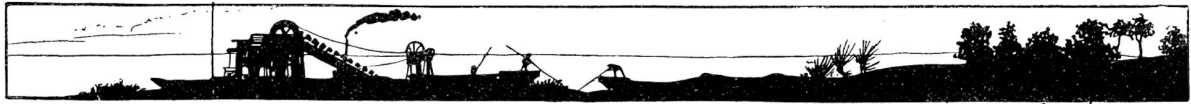
So fand sie der Ratsschreiber, als er bald darauf, von innerer Unruhe getrieben, das Zimmer betrat. Jawohl, er hatte die Frau in dem wunderlichen Anzug mit Ver-

achtung angesehen. Aber im Weitergehen hatte ihn ihr seltsam entgeistertes Gesicht mit dem todesunglücklichen Zug darin verfolgt, und vergeblich suchte er den beklemmenden Eindruck zu verwischen. Immer mehr überkam ihn die Ueberzeugung, daß da unten etwas nicht richtig sein müsse, daß ein Unglück geschehen sei. Es nützte ihm nichts, daß er sich sagte: „Was geht das dich an?“ Seine Gewissenhaftigkeit ließ ihm keine Ruhe, bis er sich nach kurzem Widerstreit der Gefühle



Populus. Ulmus.

Kanadensische Pappel (Populus canad.) und Feldulme (Ulmus camp. L.) im Altersjahr in Göttingen.



aufmachte, um sich von der Grundlosigkeit seiner Befürchtungen zu überzeugen. Der Anblick, der sich ihm bot, erschütterte ihn bis ins Innerste. Er fühlte sich mitschuldig. Mit unerbittlicher Konsequenz nahm seine Rechtfertigung die Unglücksfäden auf, und er sah sie alle in seiner Hand zusammenlaufen. „Du bist der Mann,“ gellte es ihm in den Ohren. „Hättest du der Bitte deiner Frau Gehör gegeben, das Unglück wäre nicht geschehen.“

Aber müßiges Jammern war nicht seine Sache. Im Stillen gelobte er sich, an der Unglücklichen gut zu machen, so viel in seinen Kräften stand. Jetzt, nachdem das Glück in so lieblicher Gestalt in sein Haus eingezogen war, fiel es ihm nicht schwer, sein früher so hartes Urtheil zu mildern. Wie mußte die Arme gelitten haben, bis sie, diese schöne, leichtlebige Frau, zu dem Entschlusse gekommen! Gott sei Dank, daß das Aeußerste nicht geschehen war!

* * *

Herr v. Degen wurde unter großer Beteiligung zu Grabe getragen. Zwar verurtheilte alles seine That mit den schärfsten Worten, und über seine Frau brach man vollends den Stab. Aber es war ein so seltener Fall. Die Männer hinter dem Sarg fühlten sich doppelt bieder und ehrenfest, und die Weiber erzählten sich auf dem Kirchgang gruselige Einzelheiten über die verhängnisvolle Nacht. Einzelne wußten, daß die Frau am Maskenball sich von allen Herren den Hof habe machen lassen und so gottlos getanzt habe, daß ihr Mann darum die That begangen. Andere erzählten von einem Verschwenkerleben, von Bankerott, haushohen Schulden und Veruntreuungen. Alle aber waren darin einig, daß solches unter ihnen nie möglich wäre. Und darin hatten sie recht. Noch immer richteten sie und flüsternten, während der Pfarrer die Textworte verlas: „Wer von euch ohne Sünde ist, der werfe den ersten Stein auf sie.“ Diejenigen, die sie vernommen, warfen sich in die Brust und sagten sich: „Hoho! so sind wir denn noch lange nicht. Aber das wollen wir dem Pfarrer ankreiden.“ Und vor lauter Entrüstung hörten die Braven kaum, wie der Redner die Worte auslegte und anwendete auf sich selber und sie alle. Die Frauen aber führten hin und wieder das Taschentuch an die Augen, denn so war es nun einmal Brauch.

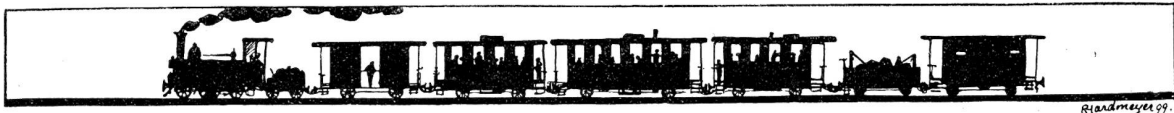
Im Hause des Ratschreibers folgten schwere Wochen der Angst. Frau Sylvia lag zwischen Tod und Leben, mit hochgradigen Fiebern und Wahnvorstellungen ringend. Auch wenn ihre physischen Kräfte der Krankheit wider-

stehen sollten, fürchtete der Arzt für sie noch Schlimmeres, geistige Annachtung. Was aber seinen Bemühungen nicht gelang, das brachten zwei Kinderaugen zu stande, die groß und glänzend die fremde Frau anstauten. Als die junge Mutter ihr Kleines zum erstenmal Frau Sylvia in den Schoß legte, übernahm die langsam Genesende eine seltsame Bewegung. „Wie heißt es?“ frug sie. „Sylvia“, lautete die Antwort. Da befiel sie ein Zittern, und in erlösenden Thränen strömte sie ihr Leid aus. „Ich danke dir, du Treue, Gute. Nun sehe ich wieder ein kleines Licht, das mir den Weg hell macht.“ Sie küßte die Hand der Freundin wie in stillem Versprechen, und von da an war sie dem Leben wiedergewonnen.

Als die Bücher v. Degens durch den Gerichtsvollzieher eröffnet wurden, fanden sich keinerlei laufende Schulden vor, und es ergab sich die traurige Thatsache, daß der Selbstmörder in einem Momente vollständiger Kopflosigkeit, eingeschüchtert durch die Drohungen Rheinbergers, gehandelt. Hingegen wurde endlich einmal dem alten Fuchs der Prozeß gemacht wegen falscher Vorspiegelung und Erpressung. Mancher, der ihm vorher schon in die Falle gegangen war, aber eine Anklage aus Furcht vor dem geriebenen Erpresser und dem Spott der Menge gescheut hatte, freute sich im Stillen über diese Wendung der Ereignisse. Außer dem Ratschreiber war kaum einer, der sich an die Brust schlug mit der stillen Erkenntnis, durch Gleichgültigkeit und Mangel an Mannesmut, der erkannte Schäden andern zum Wohl aufdeckt, an dem Unglück mitgeholfen zu haben.

Für die Bewohner des Städtchens blieb Frau Sylvia verschollen. Alle Welt aber hielt Ratschreibers für nicht ganz gescheit, als bekannt wurde, daß ihr Kind nach der von ihr Gerichteten genannt wurde, ja, sie sogar Patenstelle vertreten habe. Niemand aber wagte mehr in Gegenwart der Frau Ratschreiber deren Freundin anzugreifen; denn gleich das erste Mal machte sich der Zorn der kleinen Frau in geharnischten Worten Luft, und der darauffolgende Thränenstrom sagte den erstaunten Klatschschwestern, daß das Band zwischen den Beiden kein gewöhnliches Kaffee- und Gugelhopfverhältnis gewesen sein müsse. „Aber, Frau Ratschreiber, beruhigen Sie sich doch!“ „Frau Ratschreiber, ich versichere Sie, es war ja nicht böß gemeint.“ „Ach Gott, nun nennt mich niemand mehr ‚liebes Müllerchen‘,“ schluchzte Frau Babette in sich hinein.

Um so glücklicher war sie daheim in ihren vier Wänden. Ihr Gatte war der besorgteste, aber auch der



zufriedenste Ghemann des Städtchens. Alljährlich legte er seiner Frau eine Banknote auf den Nähtisch mit der lakonischen Erklärung: „Damit du dich wieder einmal gehörig ‚Müllerchen‘ schimpfen lassen kannst.“ Und dafür küßt sie ihm allemal dankbar wie ein glückliches Kind die Hand.

Und wo müssen wir Frau Sylvia suchen? Sie hat eine schwere Schule durchgemacht, die Schule der Selbstbezwingung und eiserner Willenskraft. Als eine Sühne hat sie die Lehrjahre fürs dramatische Fach angetreten. Sie will die Gaben, die ihr Gott in so reichem Maße verliehen, getreu verwalten, um einst fröhlich Rechenenschaft ablegen zu können. Und die Lehrer und Kollegen

staunen und spötteln über den Ernst der jungen, schönen Frau und den Eifer, der sie für die Kunst und sonst nichts anderes beseelt. Alle aber anerkennen rückhaltlos ihre hohe Darstellungskraft, die namentlich in der Wiedergabe höchsten Seelenschmerzes von ergreifender Wirkung ist. Nun hat sie das vorgesteckte Ziel errungen.

Wer sie aber auf der Bühne sieht und ihren Leistungen begeistert Bewunderung zollt, ahnt nicht, welche schwere Schicksalsstürme diese zarte Frauenherz erschütterten, daß eigenes Leid und tiefste Seelennot ihre grausamen Lehrmeister waren in einem Berufe, der die Selbsthingabe in gewissem Sinn als oberste Forderung aufstellt.

Ueber Baumriesen und schöne Bäume.

Von **H. Badoux**, Montreux.

Mit drei Originalillustrationen von Gebr. Wehrli in Rütliberg (f. S. 91, 95 u. 99).

Nachdruck verboten.

Alle Rechte vorbehalten.

Ein Stück Meeresbucht, ein See, ein Fluß oder ein Bach sind das Auge einer Landschaft; ein Wald aber, ein Forst oder Hain, oder einzelne naturwüchsigte Bäume verleihen dieser erst Schönheit und Anmut. Mielé. Die Riesen der Pflanzenswelt.

Die meisten Leser dieser Zeitschrift sind gewiß schon nach Vevey und Montreux gekommen. Warum lacht uns schon vom Bahnwagen aus die im hellen Sonnenschein liegende Gegend mit ihren malerischen Städtchen so freundlich entgegen? Hat sich wohl jeder zu erklären versucht, was diesen Ortschaften so großen Reiz verleiht? Sind es der Ausblick auf die herrlichen, silberstrahlenden Walliser Alpen und den blauen Léman, die angenehme Luft und der blaue Himmel, die uns entzücken? Gewiß, aber was kommt noch hinzu, um dieses Bild harmonisch zu ergänzen? Es ist das erquickende, in allen Tönen abgestufte Grün der Nadelhölzer und der Laubbäume, die überall, in kleinen und größeren Gruppen, die Eintönigkeit der kahlen Bauten unterbrechen und das ganze Bild beleben. Ein Glück war es für dieses gottgesegnete Stück Erde, daß die Bewohner die hohe ästhetische Bedeutung der Bäume zu würdigen wußten.

Es sei aber gleich bemerkt, daß diese Gegend nicht die einzige in unserer Heimat ist, die eine solche Zahl hübscher Zierbäume aufzuweisen hat. Am anderen Ende des Genfersees prangt die stolze „reine du lac“, mitten im herrlichsten Baumschmuck, und es findet sich wohl schwer eine zweite Stadt, die sich hinsichtlich Reichtum an seltenen und schönen Baumarten mit Genf messen könnte. Auch Zürich bietet, unter anderen, des Interessanten vieles. Wenn auch kein Klima den Bäumen im allgemeinen nicht im dem Maße zusagt, wie dasjenige am Genfersee, so finden wir dennoch sehr viele

höchst sehenswerte und seltene exotische und einheimische Bäume. Was hier der Natur allein weniger leicht gelingt, wird dort vielleicht mit mehr Sorgfalt und größerem Fleiß erreicht. Der Belvoirpark, die Anlage im Muralt-Gut (Wollishofen), die Parkanlagen Rieter und Bodmer-Trümpler, endlich die so prächtigen Quaianlagen sprechen deutlich für den ausgesprochenen Geschmack der Bevölkerung Zürichs für schöne Bäume.

Zwar werden allerorts hier und da Klagen laut über das Verschwinden von interessanten Baumgestalten, die der unbarmherzigen Art des Spekulanten zum Opfer gefallen, oder die der Arrondierung eines Bauplatzes oder dem Bau einer Straße hinderlich waren. Doch haben die schönen Bäume fast allgemein in den überall auftauchenden Verschönerungsvereinen die eifrigsten Beschützer gefunden. Auch Gemeinden scheuen sich nicht, ihre Kassa in Anspruch zu nehmen, wenn es gilt, einem Veteranen aus der Baummwelt ein weiteres Fortdauern zu sichern. Ja, sogar der utilitäre und sonst immer aufs Praktische gerichtete Amerikaner fängt an, Maßnahmen für die Erhaltung von schönen Waldresten oder Baumgruppen zu treffen. Es ist allerdings die höchste Zeit dazu, wenn einst auch die späteren Geschlechter in Amerika noch einen Begriff von einem echten Baumriesen und von den gewaltigen Leistungen der organischen Natur in längeren Zeiträumen erhalten sollen. Ueber diese erfreulichen Bestrebungen berichtet uns Professor Mayr in seinem Buche „Die Wäldungen von Nordamerika“: „Im Jahre 1871 wurde im Staate Nebraska ein Tag im Monate April als Feiertag proklamiert, der ausschließlich der Pflanzung von Bäumen gewidmet werden sollte (Arbor day). An diesem Tage unternehmen die Schulen Ausflüge nach Art unserer Mai-